

Von erträumter und gelebter Freiheit

Dankrede zur Verleihung des Preises der Hanns-Martin-Schleyer-Stiftung am 4. Mai 2007
in Stuttgart

Da die Hanns-Martin-Schleyer-Stiftung, mit deren Preis Sie mich heute ehren, sich die Förderung und Festigung eines freiheitlichen Gemeinwesens zum Ziel gesetzt hat, sollen sich auch meine danksagenden Worte ungefähr in diese Richtung bewegen. Ich möchte einige persönliche Anmerkungen zum Freiheitsbegriff machen, über den immer wieder neu nachzudenken, ich durch den Lauf meines Leben verurteilt bin. Dieser hat mich zweimal nicht nur die Unfreiheit, sondern auch die Befreiung aus ihr erleben lassen, so daß ich sowohl mit einer erträumten Freiheit als auch, in geringerem Maße, mit einer gelebten Erfahrungen habe und also weiß, daß die erträumte, weil ihr die von der Realität aufgenötigten Probleme fehlen, immer die schönere ist. Selbstverständlich haben meine Erfahrungen einen sehr subjektiven Charakter, und sie stammen zu großen Teilen aus meinem Metier, der Literatur.

Nicht die gelebte Freiheit mit ihren Problemen war es, zu deren Anwalt sich häufig die Dichter machten, sondern die ersehnte Freiheit, die noch die Vollkommenheit des nur Gedachten hat. Als Hoffmann von Fallersleben von „Einigkeit und Recht und Freiheit“ schwärmte, gab er Wünsche, nicht Realitäten wieder, und in Schenkendorfs einst populärer „Freiheit, die ich meine“, wurde sie im Gedicht selbst ein „süßes Engelsbild“ genannt. Auch Schiller, der bei Anbruch des neuen Jahrhunderts, also des 19., diesem ein vielgerühmtes, manchmal aber auch geschmähtes Gedicht widmete, verherrlichte in ihm nicht eine vorhandene Freiheit, sondern klagte eine fehlende ein. Der napoleonischen Kriege wegen, die wie alle Kriege der Freiheit Feind sind und waren, sieht er zu Beginn des Jahrhunderts nur Blut und Tränen. Da die beiden „gewaltigen Nationen“, wie es im Gedicht heißt, also England und Frankreich, um den Besitz der Welt streiten und dabei den Krieg bis auf die fernsten Inseln tragen, ist ein „Zufluchtsort“ für Frieden und Freiheit nicht mehr zu finden, weshalb der Dichter am Ende feststellt, daß man in solcher Zeit die Freiheit nur in sich selbst finden kann.

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.“

Um diese umstrittenen Schlußverse zu deuten, gibt es, wie ich finde, drei Möglichkeiten. Ich kann mich auf den heute so beliebten moralisch erhöhten Standpunkt des nachträglichen Besserwissers stellen, der diese Haltung als Ausdruck typisch deutscher Innerlichkeit wertet und sie also verwerflich findet, weil sie, statt um die Freiheit zu kämpfen, sie nach innen verlegt. Ich kann aber auch an Stelle dieses vorschnellen Urteils historisches Verständnis setzen, kann mir also klarzumachen versuchen, in welcher politischen Situation und von welcher Erfahrung her der schwäbische Gerechtigkeitssucher zu dieser Erkenntnis kam. Er hatte gegen die Tyrannen angeschrieben, hatte aus der Heimat fliehen müssen, war von der Revolution in Frankreich anfangs begeistert gewesen, hatte sie dann aber verabscheuen müssen, als sie, wie manche vor und nach ihr, in Terror, Diktatur und Eroberungssucht ausgeartet war. Statt Freiheit und Gleichheit herrschten nun Aggression, Sklaverei und Ausbeutung. Dagegen war der Einzelne machtlos, so daß für ihn, wenn er sich weigerte, die herrschende Denkungsart mitzumachen, nichts als die sorgsame Bewahrung des Eigenen, also auch des freien Denkens blieb. Man kann also, drittens, die Schillerschen Schlußzeilen auch so interpretieren, daß in Zeiten, die darauf aus sind, die Freiheit an allen Orten und in allen Köpfen zu töten, ihr „des Herzens heilig stille Räume“ als letzte Zuflucht dienen, wo sie wenigstens noch als Gedanke die böse Zeit überlebt.

Die Pathetik Schillerscher Freiheitssehnsucht in der Art von „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit“ oder „Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben“ ist uns heute so fremd geworden, daß niemand sich wundern würde, wenn unsere selbstherrlichen Theaterleute, die die literarischen Texte nur als Bausteine für ihre Einfälle nutzen, den Rütli-Schwur streichen oder in Klamauk untergehen lassen und den Marquis Posa zum Psychopathen machten, den niemand mehr ernstnehmen kann. Helden meinen wir heute nicht mehr zu brauchen, und an den Freiheitshelden unserer Geschichte mäkeln wir lieber herum statt sie zu ehren und wundern uns dann darüber, daß die Jugend keine Vorbilder sieht. Stauffenbergs pathetische Worte, die ihm bei seiner Hinrichtung über die Lippen kamen, kann heute keiner mehr nachempfinden, was seinen Grund ohne Zweifel auch in den bösen Erfahrungen mit dergleichen hat. Zum Teil aber handelt es sich dabei auch um einen Mangel an historischem Verständnis, wenn zum Beispiel die Männer und Frauen des 20. Juli, die Deutschland von Hitler hatten befreien wollen, mehr und mehr einer Kritik ausgesetzt werden, die letzten Endes immer auf den Vorwurf hinausläuft, daß sie nicht so fühlten und dachten wie wir. Deutlich wird dieses Unverständnis, das sich moralisch gibt, im Grunde aber arrogant ist, wenn das Objekt des Gedenkens die politischen Kämpfe des Tages tangiert. Da werden dann die Argumentationen von heute in primitiver Weise nach hinten, in die Geschichte, verlängert

und das Gestern mit einem unhistorischen Maßstab gemessen, der nicht den damals vorhandenen Bewußtseinslagen, sondern der politischen Korrektheit von heute entspricht. Da wir patriotisches Pathos als verlogen erlebt haben, halten wir jedes Pathos für verlogen, wünschen uns historische Gestalten als Kopien von uns selber, und verbauen uns damit jedes Verständnis ihrer Taten, die, um beim 20. Juli zu bleiben, vermutlich ohne dieses Andersgeformtsein nie geschehen wären. Denn diese Männer damals folgten überpersönlichen Pflichten, die ihnen traditionell auferlegt waren und deren Verletzung sie beschädigt hätte. Sie gehorchten inneren Befehlen, die wir heute in uns nicht mehr hören. Denn mit unseren Selbstverwirklichungsidealen, die manchem von uns als die höchsten gelten, hatten ihre inneren Antriebe nichts zu tun.

Voraussetzung für die Entstehung freiheitlicher Gemeinwesen ist der Wille zur Freiheit, der in Zeiten der Unfreiheit in der Verborgenheit der Köpfe und Herzen Einzelner überlebt haben muß. Doch so verborgen er dort auch lebt, ist er nie ungefährdet. Und zwar kommt die Gefahr nicht nur von äußeren Gewalten, sondern auch schleichend von innen, aus Selbsterhaltungs- oder auch nur Bequemlichkeitstrieben, die bei länger andauernder Unfreiheit (bei einer von vier Jahrzehnten zum Beispiel), den Willen einschläfern oder auch ersticken können, oft unbemerkt. Als Freiheitsbedürftiger in Unfreiheit existieren zu können, verlangt nämlich, ein Doppelleben zu führen, das nicht nur anstrengt, sondern auch die Selbstachtung beschädigen kann. Um ehrlich gegen sich selbst zu bleiben, muß man sich anderen gegenüber im Schweigen, Verstellen und vielleicht auch Lügen üben. Die Faust ständig nur in der Tasche zu ballen, kann zu Krämpfen führen. Das dauernde Auf-der-Hut-sein-müssen kann die Nerven schädigen. Die Treue, sich selbst gegenüber kann in Gegensatz zur Verantwortung für die Kinder geraten. Und die Verführung, sich beruflicher Karrieren wegen selbst aufzugeben, ist groß. Ist man gezwungen, Bekenntnisse, die die eignen nicht sind, abzulegen, kann man das dadurch erzeugte Unwohlsein am erfolgreichsten dadurch bekämpfen, daß man die gefährliche eigne Meinung selbst nicht mehr teilt. Dem Zwang sich anpassend, macht man sich ihm gegenüber ehrlich und ist nicht mehr zuzugeben genötigt, daß ein Orden oder ein höheres Gehalt den Anpassungsvorgang verschönert oder auch ausgelöst hat.

Wie Sie bemerkt haben werden, ist hier von Erfahrung und Selbsterfahrung aus vierzig ostdeutschen Jahren die Rede, von Erfahrungen, die so oder so ähnlich wahrscheinlich immer gemacht werden, wenn sich Freiheitsverlangen in unfreien Zeiten noch regt. Immer gibt es dann für den Einzelnen die Verführung, das Freiheitsverlangen durch Anpassung an die verordneten Sprach- und Denknormen aufzugeben, ein Vorgang, der sowohl durch die

Vieldeutigkeit des Freiheitsbegriffs als auch durch seine subjektive Komponente begünstigt wird. Freiheit kann für eine Gruppe, eine Klasse, eine Nation erkämpft werden, ohne daß der Einzelne, und sei er auch dafür in Kriege gezogen, dadurch an Freiheit gewinnt. Um Freiheit und Brot zu kämpfen, haben selbst die Nazis verkündet. Andere Arten von Unterdrückung sind mit der Befreiung von Armut und Klassenunterschieden begründet worden, und frei fühlen können sich in der Unterdrückung zumindest die Unterdrückten selbst. Wie die Wetterpropheten uns bei extremen Temperaturen manchmal erklären, gibt es neben der tatsächlichen Kälte oder Hitze auch eine gefühlte, die sich durch Nebenumstände wie Winde oder Feuchtigkeitsgrade erklärt. So ähnlich verhält es sich auch mit der Unfreiheit, die dem einen das Leben verbittert, dem anderen aber kaum zum Bewußtsein kommt. Wer nicht reisen will, den werden Reiseverbote nur wenig stören. Wer auf eigenes Denken grundsätzlich verzichtet, hat keinen Grund, Denkfreiheit einzufordern. Fehlende Meinungsfreiheit wird nur jene stören, die eigene Meinungen haben und sie auch äußern wollen. Schriftsteller, deren Ansichten und Hervorbringungen mit denen der Zensoren haargenau übereinstimmen, werden Zensur nicht als freiheitsbeschneidend empfinden. Und Pfründe jeglicher Art haben schon immer manches Freiheitsfieber gesenkt.

Alle diese Gefährdungen des Freiheitswillens sind in der DDR wahrscheinlich wirksamer gewesen, als ihr Ende, das doch durch eine Freiheitsbewegung verursacht wurde, vermuten läßt. Denn diese Bewegung, die die DDR in ihren letzten Jahren erschütterte und schließlich zum Einsturz brachte, wurde nicht von Leuten, die ihr Freiheitsverlangen vierzig Jahre lang im Herzen genährt hatten, sondern vor allem von jungen Leuten getragen, die ihre Freiheitsträume nicht von den Alten übernommen, sondern selbst entwickelt hatten. Teilweise war deshalb auch ihren Träumen der DDR-Boden, auf dem sie gewachsen waren, noch anzumerken. Die Freiheit, die viele von ihnen meinten, war die utopische des sagenhaften Dritten Weges, auf dem sich die Freiheit mit einer zu ihr nicht passenden Gleichheit vereinen läßt. Daß dem Erwachen aus diesen Träumen Enttäuschungen folgen mußten, war abzusehen.

Daß dem Jubel über die Befreiung nicht nur bei jenen Dissidenten, die einen freieren Sozialismus erträumt hatten, bald Enttäuschungen über sie folgen mußten, hätten nüchterne Betrachter durchaus wissen können, aber wer konnte bei diesem Vorgang, den niemand vorausgesehen hatte und der deshalb wie ein Wunder wirkte, schon nüchtern sein? Zu laut war der Jubel über den Fall der Mauer, um die unterdrückten Klagelaute hören zu können, die überall dort ertönten, wo bisher geherrscht worden oder von der alten Herrschaft profitiert worden war. Auch Freiheitssiege hinterlassen Besiegte, zum Beispiel jene, denen mit einer Parteifunktion oder einer Professur die Lebensgrundlage entzogen wurde oder denen

ein Weltbild zusammengebrochen war. Aus dem Gewohnten des Alltagslebens, das, ob frei oder unfrei, einen gewissen Wert in sich selbst hat, wurden alle gerissen, und der plötzliche Wechsel, der oft ungewohntes Selbstentscheiden verlangte, fiel manchem schwer. Das gleiche Wunder, das meine Wunschträume über das Ende der gehaßten Zensur, über eine mir zugängliche freie Presse oder die freie Wahl meiner Lektüre glänzend erfüllt hatte, hatte den Nachbarn in ganz anderer Weise aus seinen Träumen gerissen, denn es hatte bei ihm zum Verlust seiner Arbeitstelle geführt. Er, der von der Freiheit des Reisens geträumt hatte, war nun aus finanziellen Gründen wieder daran gehindert, hörte folglich meinen Jubel mit einem gewissen Befremden, doch die Freiheit, nun nach Herzenslust laut auf die Regierung schimpfen zu können, nahm er sich auch.

Während sich heute ganz junge Leute an die Jahre der deutschen Teilung kaum noch erinnern, ist mir Altem, dem die Jahre von Jahr zu Jahr schneller entschwinden, das Wunder der Wiedervereinigung noch immer sehr nah. Wenn ich die ehemalige Zonen- oder Sektorengrenze ohne Schwierigkeiten passiere, regt sich in mir immer wieder der Jubel von damals, und nicht anders ergeht es mir, wenn ich eine Buchhandlung mit ihrer Überfülle an Angeboten betrete oder ich mir in Cottbus oder Leipzig die FAZ und die Süddeutsche kaufen kann. Seltsamerweise aber will sich dies Immergrün der Wiedervereinigungsfreude ausgerechnet bei meiner Hauptbeschäftigung, dem Schreiben, nicht so recht einstellen, obwohl es doch hier, wo mir früher immer die Zensur im Nacken gesessen hatte, am ehesten zu erwarten war. Was den nachträglichen Jubel ein wenig verringert, ist nicht etwa ein Weiterleben des damals not wendigen Taktierens, sondern die überraschende Erkenntnis, daß sich auch beim Schreiben ohne Zensurdruck eine Instanz im Kopf meldet, die mir dieses oder jenes erlauben, befehlen oder verbieten will

Die Selbstzensur, die man in der Unfreiheit ständig zu reduzieren bemüht war, ohne sie loswerden zu können, hatte man immer nur als Folge der Staatszensur betrachtet, sie kam also in der erträumten Freiheit nicht vor. Nun aber war sie wieder vorhanden, wenn auch in anderer Funktion. Sie ist die Instanz, die entscheidet, wann, wie und wozu man zu reden hat oder zu schweigen und die einem bei beidem manchmal ein schlechtes Gewissen beschert. Sie registriert aber oft auch mit Sorgen, daß nicht staatliche Behörden, sondern Meinungsmacher die weiten Freiräume, die das Grundgesetz bietet, aus unterschiedlichen, meist durchaus auch einleuchtenden und politisch vertretbaren Gründen einzuschränken versuchen, indem sie durch Sprachregelungen und Denkschablonen Grauzonen des Erlaubtseins schaffen, in denen nur in eine Richtung zu denken geraten ist. Zwar werden Verstöße dagegen von keiner Zensurbehörde und keinem Gericht geahndet, aber auch eine

Bestrafung durch die Öffentliche Meinung (Erinnern Sie sich an den sogenannten Historikerstreit damals!-) kann durch Rufschädigung wirksam sein. Hier muß die innere Instanz Entscheidungen treffen, die manchmal leichtfallen, oft aber auch problematisch sind. So bedarf die Weigerung, die unsere Sprache verunzierende und sie weiten Kreisen unverständlich machende Seuche der überflüssigen Anglizismen nicht mitzumachen, keiner längeren Überlegung, obwohl mancher, der alles Eigne verachtet, sie wohl als ein Heilmittel gegen Nationalismus betrachtet und sie von manchen Institutionen, wie der Deutschen Bahn zum Beispiel, gefördert wird. Denn Sprache ist schließlich etwas, in dem ich mich auskenne, mit der und von der ich lebe, deren Schönheit und altehrwürdige Geschichte ich liebe und für deren Überleben ich mit verantwortlich bin. Doch gibt es dagegen auch schwerer zu entscheidende Fälle, in denen, weil höhere Interessen hineinspielen, selbst eine so ehrenwerte Maxime, wie die, beim Schreiben immer nur der Wahrheit zu dienen, in Frage gestellt werden muß.

Wenn beispielsweise Kriminalstatistiken den hohen Anteil von Ausländern nicht ausweisen, also verschweigen, muß ich, wenn ich das um der Wahrheit willen kritisierte, mich doch fragen, ob ich damit nicht vielleicht den Fremdenhaß fördere, was doch wahrhaftig nicht meine Absicht ist. Wenn mir die Fernsehnachrichten wochenlang als Spitzenmeldung die Ansichten dieses und jenes Abgeordneten zum geplanten Rauchverbot in Gaststätten servieren, während Bagdad und Guantanamo und Dafur aus politischen, und das heißt nicht immer moralischen Gründen, unter Sonstiges rangieren, und ich das klaglos dulde, mache ich mich damit nicht des Nur-Zuschauens und Schweigens schuldig, das wir unsern Vätern und Großvätern, die mehr Grund zum Schweigen hatten, so voller Selbstgerechtigkeit dauernd ankreiden? Fragen über Fragen also, die immer auftauchen, wenn man die Meinungs- und Redefreiheit, die einem geschenkt wurde, nicht nur wahrnehmen, sondern sie auch politisch vernünftig einsetzen will.

Mit der Freiheit geschenkt wurde mir freilich auch die Sorge um ihre Erhaltung und ein Gespür für alle Tendenzen, die auf ihre Einschränkung gerichtet sind. Auch wenn wir deren Notwendigkeit anerkennen, sollten wir nicht vergessen, daß es solche sind. Die Leugnung des Holocaust beispielsweise zu einer strafbaren Handlung zu machen., ist vielleicht nötig, um nicht wie 1933 den Feinden der Freiheit die Gelegenheit zu ihrer Vernichtung zu geben, doch sollten wir dabei das Problematische an dieser Maßnahme, daß durch sie nämlich ein Präzedenzfall für Forschungsverbote und für ein staatlich verordnetes Bild der Vergangenheit gegeben wurde, nicht übersehen. Um die Freiheit zu schützen, wird sie so teilweise geopfert. Es handelt sich hier um den bekannten paradoxen Automatismus,

dem auszuweichen wohl tatsächlich nicht möglich ist. Man sollte sich seiner aber immer bewußt bleiben, um nicht am Ende dem abzuwehrenden Feind zum Verwechseln ähnlich zu sein.

Inwieweit die Freiheitsbeschränkungen, denen wir heute durch die Abwehr des islamistischen Terrorismus unterworfen werden, um unserer Sicherheit willen geboten sind, wage ich nicht zu beurteilen, aber bei der Bekämpfung der Neonazis zeigt man, wie ich finde, amtlicherseits durchaus freiheitsbewußte Sensibilität. Wenn aber einzelne Politiker oder Bürgerinitiativen, die sich gegen die Feinde der Demokratie wenden, Warnungen vor dem Linksextremismus nicht für notwendig halten, deshalb nur die von Rechtsextremisten ausgehende Gefahren ins Auge fassen, sie dabei gern vereinfachend als Gefahren von rechts bezeichnen und damit das Meinungsspektrum zwischen links und rechts in Frage stellen, scheint mir doch ein Demokratieverständnis vorzuliegen, das nicht nur einäugig sondern auch geschichtsvergessen ist. War doch der mörderische deutsche Terrorismus der siebziger Jahre eine Ausgeburt linksextremistischer Ideologie. Daß diese tot sei, wird doch niemand behaupten wollen. Und da Mörder sich gut für sensationelle Geschichten eignen, ist heute von ihnen mehr die Rede als von denen, die ihnen zum Opfer fielen. Auch an sie, die Opfer und die Leiden ihrer Angehörigen, zu erinnern, scheint mir in einer von Freiheit handelnden Rede verpflichtend zu sein.

Noch heute, sehr geehrte Damen und Herren, werben manche ehemalige Sympathisanten der Terroristen um Verständnis für deren Verbrechen, und aus diesem Grunde erscheint in ihren Erinnerungen die alte Bundesrepublik als ein muffiges, halbfaschistisches Gebilde, das die jungen Idealisten damals angeblich zu diesen Verzweiflungstaten trieb. Einem solchen Verständnis aber sollten wir uns verschließen, und wir sollten nicht zulassen, daß die bundesrepublikanische Geschichte auf diese Weise schwarz in schwarz gemalt wird. Ohne die Fehler, die auch gemacht wurden, zu verschweigen, sollten wir der Gründungsväter unseres Staates ehrenvoll und dankbar gedenken, und die Rebellen der sechziger Jahre sollten rückblickend doch anerkennen, daß der Freiraum, in dem sie damals lautstark und aus teilweise auch guten Gründen agieren konnten, von der Generation, die sie bekämpften, geschaffen worden war. Um Freiheiten verschiedenster Art ging es auch ihnen, und mancher Erfolg, auch manch fragwürdiger, war ihnen beschieden, unter anderm aber auch der, daß schon damals durch die aus ihrer Bewegung hervorgehenden Extremisten der unselige Mechanismus in Gang gesetzt werden mußte, durch den dem Mißbrauch der Freiheit notwendigerweise deren Beschränkung folgt.

Das Hauptproblem der gelebte Freiheit, sehr geehrte Damen und Herren, ist ihr ständiges Bedrohtsein. Und bedroht wird sie nicht nur durch ihre Feinde, sondern auch durch einen in uns entstehenden Mangel an Freiheitswillen, der uns dazu verführen könnte, ihren Schutz und unsere Sicherheit höher zu achten als sie selbst.

Ich danke Ihnen, daß Sie mir zugehört haben, und ich danke der Jury herzlich für den mir heute verliehenen Preis.